



Band 66 (2012)



Arlette Farge: Der Geschmack des Archivs, Wallstein Verlag, Heidelberg 2011, 118 Seiten, ISBN 978-3-8353-0598-4.

Im Gegensatz zu Museen oder Bibliotheken bilden Archive nur selten den Gegenstand literarischer Reflexionen. Gerhard Roths Portrait des Wiener k. k. Hofkammerarchivs und seines berühmtesten Mitarbeiters Franz Grillparzer zählt etwa zu dieser Gattung. Bereits 1989 erschien in Paris unter dem Titel „Le goût de l'archive“ eine nunmehr auch in deutscher Übersetzung vorliegende Hommage der französischen Historikerin Arlette Farge (*1941), die als Forschungsdirektorin am Centre national de la recherche scientifique und als Dozentin am Centre de recherches historiques tätig ist. Die Autorin ist vor allem mit Studien zur Alltags- und Geschlechtergeschichte von Paris im Ancien Régime hervorgetreten, für die sie umfangreiche Recherchen in Polizei- und Gerichtsakten betrieben hat. Ihr auch nach mehr als 20 Jahren überaus lesenswerter Essay ist geprägt von dem gewiss auch jedem Archivar geläufigen Bewusstsein für die schiere Masse schriftlicher Überlieferung. Ihren Erstkontakt mit dem Archiv beschreibt Farge als Naturereignis: „man begegnet dem Meer“ (9). Eindringlich betont die Autorin den spezifischen Charme von Überrestquellen, die beim Leser das Gefühl hervorrufen, „endlich das Wirkliche dingfest“ machen und den „Schleier“ der Geschichte zerreißen zu können (11 f.). Besonders reizt Farge aufgrund ihrer Forschungsschwerpunkte das Potential des Archivs als „soziales Observatorium“ (74), mit dem der Blick auf den „Eigensinn“ von breiteren Schichten der Bevölkerung der Frühen Neuzeit gelenkt werden kann. Hierzu verweist sie beispielsweise auf Zufallsfunde inmitten serieller Quellen, wie auf ein in einer Akte enthaltenes Stück Tuch, das vom gescheiterten Versuch eines Häftlings der Bastille kündigt, seiner Frau auf einem Fetzen seines Hemdes eine Nachricht zukommen zu lassen. Farge weiß freilich um die Gefahr, die von der suggestiven Faszination solcher Quellen ausgeht, und wendet sich gegen eine Mentalitätsgeschichte, die über dem mikrogeschichtlichen Zugriff die notwendige strukturgeschichtliche Einbettung außer Acht lässt (38 f.). Zugleich betont die Autorin die wissenschaftliche Relevanz der „Unendlichkeit der Abweichungen von der Norm“, die sich einem statistischen Zugriff entzieht: „Eine Geschichte der Person kann mitunter die Gewissheiten erschüttern, die man über die kollektiv genannten Phänomene angesammelt hat; zugleich lässt sich eine solche Geschichte nur im Zusammenspiel mit sozialen Gruppen angehen.“ (73) Im Kern, und das macht ihren Band gerade aus archivarischer Sicht lesenswert, geht es Farge um eine methodenbewusste Geschichtswissenschaft, deren Thesenbildung sich in der Auseinandersetzung mit dem „Mutterboden“ (57) ihrer Quellen vollzieht, ohne in unreflektierten Positivismus zu münden. „Das Archiv“, schreibt Farge, „hält immer denjenigen oder diejenige am Kragen fest, der oder die zu rasch ins Studium abstrakter Formulierungen oder in eine *Rede über* entkommen möchte. Es ist einer der Orte, von dem aus die symbolischen und intellektuellen Konstruktionen der Vergangenheit neu eingerichtet werden; das Archiv ist eine Matriz, die sicher nicht ‚die‘ Wahrheit formuliert, aber die im Wiedererkennen wie in der Verwirrung die notwendigen Elemente

hervorbringt, auf denen sich eine wahrhaftige Rede gründen kann, die fern der Lüge ist." (75 f.) Aufgelockert werden diese grundsätzlichen Überlegungen durch amüsante Beobachtungen aus dem archivischen Mikrokosmos, etwa zum Kampf um die besten Plätze im Lesesaal – „eines der kostbarsten Güter, die es gibt" (21) – oder zu den kleinen und großen Marotten einzelner Nutzer, „von denen keine Ethnologie Zeugnis ablegen kann" (43). Den Band beschließt ein Nachwort (101–116) von Alf Lüdtke, in dessen historiographischem Œuvre (etwa zu Mentalitäten von Fabrikarbeitern im wilhelminischen Deutschland) der von Farge betonte „Eigen-Sinn" gesellschaftlicher Gruppen und das „Gegen-den-Strich-lesen" von Quellen obrigkeitlicher Provenienz ebenfalls eine zentrale Rolle einnehmen. Seine Bemerkungen streifen auf knappem Raum unterschiedlichste Probleme der Archiv- und Geschichtswissenschaft: Von den zunehmend knapper werdenden Haushaltsmitteln und dem Zugang zu Akten, die besonderen Geheimhaltungsvorschriften unterliegen, über die wachsende Bedeutung nichtstaatlicher Überlieferung bis hin zur Langzeitarchivierung elektronischer Unterlagen. Aus archivwissenschaftlicher Perspektive erscheint Lüdtkes Plädoyer für einen erweiterten Archivbegriff nicht unproblematisch. Zweifellos ist ihm zuzustimmen, dass gerade mit Blick auf die neuere und neueste Geschichte „Recherchen jenseits aller Gehege der Institutionen" (110 f.) von großer Bedeutung sein können, wobei unter anderem an Methoden der Oral history zu denken ist. Wenn der Archivbegriff jedoch so weit ausgedehnt wird, dass am Ende alles Mögliche darunter subsumiert werden kann – von geologischen Sedimenten als Archiv der Erdgeschichte bis hin zu kinderpornographischen Internetseiten als „Kehrseiten einer entgrenzten Lust am Archiv" (113) –, bleibt am Ende nur eine Beliebigkeit, die den Blick auf die spezifischen wissenschaftlichen Grundlagen archivischer Überlieferungsbildung verstellt¹. Hier äußert sich nach Ansicht des Rezensenten ein wachsender Abstand zwischen Geschichts- und Archivwissenschaft, den Lüdtke wohl nur unzureichend reflektiert, wenn er schreibt: „Die Suche nach Akten – mitunter die Gier nach Akten – gilt für alle Geschichtsinteressierten, seien sie ‚Profis‘ oder Amateure." (111) Als Archivar liest man das natürlich mit Vergnügen, aber sieht die Realität nicht doch etwas anders aus? Als eifrige Archivbesucher wissen sowohl Farge als auch Lüdtke, dass Aktenstudium zunächst einmal vor allem eines ist: zeitraubend. Insofern steht empirische Grundlagenarbeit in diametralem Widerspruch zur wissenschaftspolitisch geförderten Unkultur des „publish or perish". Zugleich lässt der weitgehende Abbau hilfswissenschaftlicher Lehrstühle perspektivisch einen massiven Verlust an quellenkundlicher Kompetenz befürchten, der von archivischer Seite unmöglich aufgefangen werden kann. Betroffen sind hier von nicht „nur" die Bestände des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, sondern gerade auch die (elektronischen) Unterlagen unserer Gegenwart. Versuche des

1 Vgl. die kritischen Bemerkungen bei Anke Löbnitz: Rezension zu: Horstmann, Anja; Kopp, Vanina (Hrsg.): Archiv – Macht – Wissen. Organisation und Konstruktion von Wissen und Wirklichkeiten in Archiven. Frankfurt am Main 2010, in: H-Soz-u-Kult, 18. 05. 2011, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2011-2-134>>.

Landesarchiv Baden-Württemberg, mit der Geschichtswissenschaft über Fragen der Überlieferungsbildung und Quellenkunde bei „digital born documents“ ins Gespräch zu kommen, verliefen beispielsweise nahezu ergebnislos, so dass als vorläufiges Fazit festgestellt werden musste: „Offenbar ist der quellenkritische Umgang mit diesen Dokumenten kein Thema innerhalb der Geschichtswissenschaft.“ Vor diesem Hintergrund ist das Plädoyer von Farge und Lüdtke für eine methodenbewusste empirische Grundierung historischer Forschung von zeitloser Relevanz. Denn wer dem Meer des Archivs begegnet, benötigt einen funktionstüchtigen Kompass, sofern er nicht nur staunend am Ufer stehen, sondern tatsächlich in See stechen und neue Kontinente entdecken möchte.

Tobias Schenk, Wien